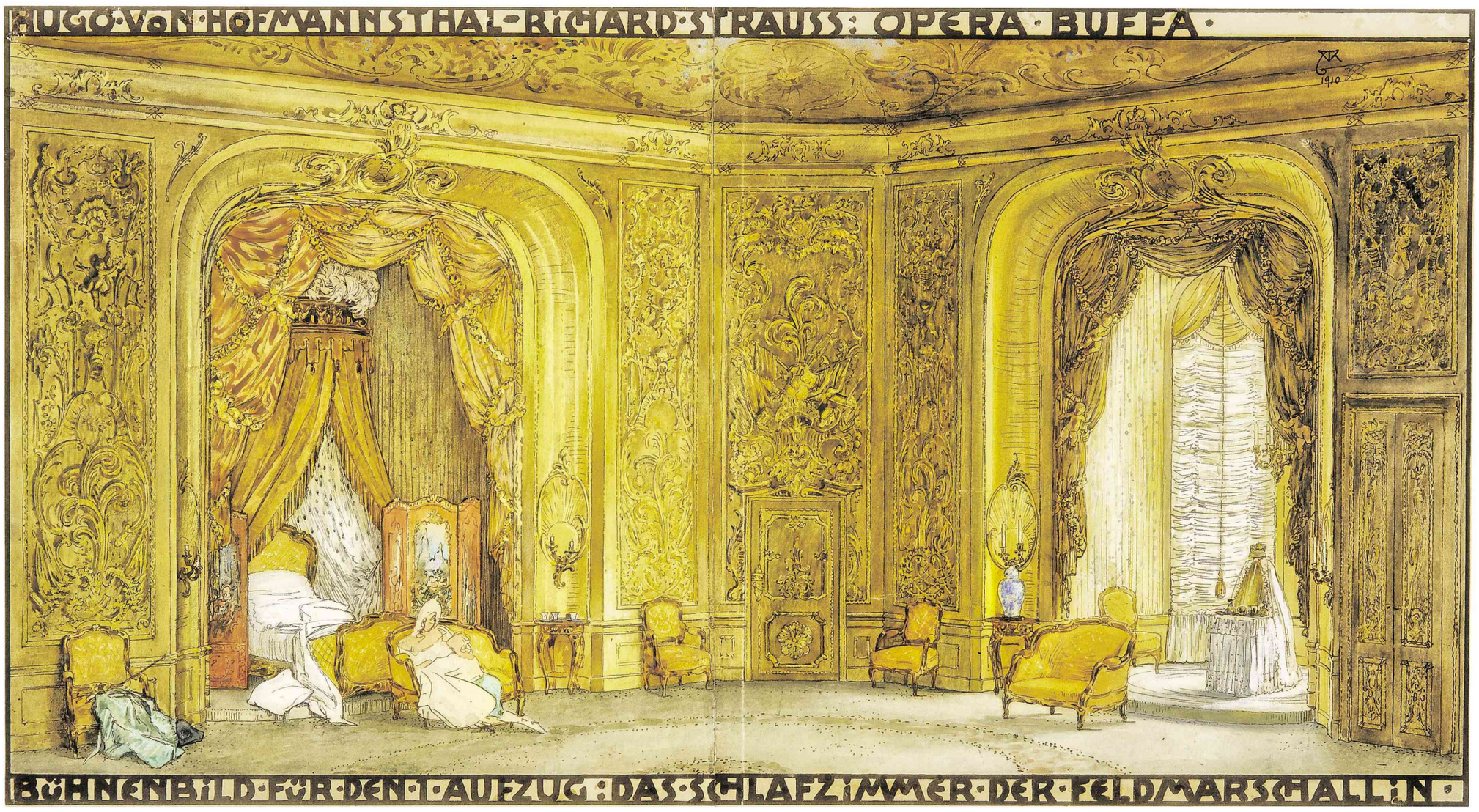



*„Links im Alkoven das große zeltförmige Himmelbett“: Alfred Rollers Bühnenbildentwurf für den ersten Aufzug des „Rosenkavaliers“ in seinem Regiebuch*

Abbildungen aus dem besprochenen Band

# Der Ausstatter als Mitschöpfer

## Erstmals vollständig: Der Briefwechsel zwischen Hugo von Hofmannsthal, Richard Strauss und Alfred Roller in einer exzellenten Edition.

Am Dienstag, den 24. Januar 1911, zwei Tage vor der Uraufführung der Oper „Der Rosenkavalier“, wird der Bühnen- und Kostümbildner Alfred Roller vom Komponisten Richard Strauss künstlerisch in den Adelsstand erhoben. Strauss macht Roller einen Klavierauszug des ersten Akts seiner Oper zum Geschenk mit der Widmung: „Dem genialen Mitschöpfer des Rosencavalier, dem getreuen Helfer und Freunde Professor Alfred Roller in verehrungsvollster Dankbarkeit und Bewunderung“. Ein bislang beispielloser Vorgang: Dem Ausstatter am Theater wird der Rang eines Ko-Autors zugestanden, womit seine Arbeit – neben der des Librettisten Hugo von Hofmannsthal und des Komponisten Richard Strauss – verbindlichen Werkcharakter gewinnt.

Wie Roller zwei Tage später in einem Brief an seine Frau Mileva vermerkt, ging Strauss bei der Übergabe des Geschenks noch einen Schritt weiter und ließ die Bemerkung fallen: „Keine Oper mehr ohne Sie“. Die Wertschätzung von Hofmannsthal und Strauss für Roller war ernst und dauerhaft. Sie hatte schon mit Rollers Ausstattung für die Uraufführung von Hofmannsthals Drama „Ödipus und die Sphinx“ am Deutschen Theater Berlin 1906 begonnen, und sie dauerte bis Rollers Tod 1935 an. Noch die Uraufführung seiner „Arabella“ hatte Strauss 1933 in Rollers Hände gelegt; auch für die Ausstattung von Richard Wagners „Parsifal“ – unter Strauss’ Dirigat – bei den Bayreuther Festspielen 1934 war Roller gewonnen worden. Dazwischen hatten gemeinsame Arbeiten mit Hofmannsthal und Strauss an deren „Frau ohne Schatten“, der „Ägyptischen Helena“, einer Neufassung von Ludwig van Beethovens „Ruinen von Athen“ gestanden sowie, theatergeschichtlich besonders bedeutsam, die durch Hofmannsthal betriebene Wiederbelebung von Georg Büchners „Woyzeck“ (damals noch „Wozzeck“ genannt), für den Roller 1913 die Ausstattung schuf.

Rollers Rang als Ausstatter war schon von Gustav Mahler in dessen Zeit als Direktor der Wiener Hofoper erkannt worden. Umso mehr wundert es, dass seine Korrespondenz mit Hofmannsthal und Strauss bislang nicht veröffentlicht worden war, wo doch die beiden ihren eigenen Briefwechsel bereits zu Lebzeiten in einer ersten Auswahl hatten drucken lassen. Christiane Mühlegger-Henhapel und Ursula Renner beseitigen dieses Desiderat nun durch eine ebenso kenntnisreich kommentierte wie schön gestaltete Gesamtausgabe der 173 Briefe, die jeweils zwischen Roller und einem seiner beiden Mitstreiter gewechselt worden sind. Der fleißigste Schreiber war Hofmannsthal mit 64 Briefen an Roller, auf die 45 Antworten erhalten sind; Strauss hinterließ dagegen nur 36 Briefe an Roller, zu denen 28 Antworten vorliegen. Sie wurden ergänzt um über zweihundert Abbildungen, eine reich bebilderte Zeittafel, ein Register, Literaturverzeichnis, umfangreiche Anmerkungen in königsblauer Schrift, dazu zwei Lesebändchen aus weißem und rosafarbenem Seidengarn – kurzum: ein Prachtband.

Die Briefe bilden die Persönlichkeiten der Schreiber plastisch ab: Hofmannsthal ist der hochempfindliche Ästhet mit ständig gereizten Nerven, ebenso scheu wie fordernd, immer in Zeit-, manchmal gar in Geldnot, sodass er bei Roller um Freikarten für Mozarts „Figaro“ betteln muss. Strauss ist dagegen der ebenso ehrgeizige wie effizienzorientierte Manager, der Probenpläne und Arbeitsabläufe strukturiert und dazu noch Herstellungskosten nebst Honoraren budgetiert. Roller, der Strauss und Max Reinhardt bei den Proben zum „Rosenkavalier“ beobachtet, ist beeindruckt, wie er seiner Frau schreibt: „Strauss ist rücksichtslos und streng. Er und Reinhardt leisteten in den 3 Tagen unglaublich viel. Die ‚Künstler‘ sind ganz perplex über diese, ihnen offenbar sehr fremde Intensität der Arbeit.“

*Kostümfigurinen Alfred Rollers für die Marschallin und Octavian*

Dankenswerterweise nämlich teilen die Herausgeberinnen des Briefwechsels an entscheidenden Stellen auch die Korrespondenz Dritter und Vierter – vor allem der Ehefrauen Rollers und Hofmannsthals – mit, wodurch der Leser ein viel detaillierteres Bild der Vorgänge bekommt. Die Anmerkungen, die immer gleich im Anschluss an das jeweilige Dokument mitgeteilt werden, enthalten oft regelrechte Delikatessen. Bei den Proben zu „Ödipus und die Sphinx“ bekommt man einen amüsanten Vorgang aus drei Perspektiven geschildert. Hofmannsthal beschreibt Roller die Schwierigkeiten mit der Schauspielerin Adele Sandrock, mit der die Rolle der alten Königin Antiope besetzt war: „Die arme verwüstete Sandrock ist eine hysterische kranke Person, mehrmals war ich nahe daran, ihr die Rolle abnehmen zu müssen, aber ihr Ton ist wundervoll für die Rolle, schlechthin unersetzlich.“

Nun fürchtete die Schauspielerin, sich „auf ewig ihre Carrière zu verderben, wenn sie mit weißem Haar spielt“. Roller reagiert pragmatisch: „Weiße Mullbinden um Stirn, Schläfen und Hals werden gut aussehen, die Künstlerin nicht genieren und ihren Wünschen Rechnung tragen.“ Doch damit nicht genug: Die Herausgeberinnen teilen in den Anmerkungen auch die Sicht von Adele Sandrock mit, deren Karriere ja bis in den frühen deutschen Tonfilm hineinreichte. In ihrer Autobiographie schrieb sie 1940 über ihr Debüt bei Reinhardt in Berlin: „Darauf bekam ich als Antrittsrolle eine alte Zicke zu spielen in einem Stück von Hugo von Hofmannsthal, eines Dichters, der mich verehrte und zu denen gehörte, die man damals modern nannte.“

Mühlegger-Henhapel und Renner dokumentieren mit einem knappen Schriftwechsel zwischen Mileva Roller und Gerty von Hofmannsthal die Kriegsbegeisterung der Ehefrauen im Jahr 1914, ohne sie zu bewerten. Mit der gleichen unerschrockenen Akkuratesse wird die Mitgliedschaft des jüngsten Roller-Sohnes Ulrich bei den österreichischen Nationalsozialisten vermerkt, die unter dem Kanzler Kurt Schuschnigg verboten gewesen waren, weshalb Ulrich Roller inhaftiert wurde und nicht zum Sterbebett seines Vaters kommen konnte. Die Herausgeberinnen teilen mit, dass Ulrich Roller nach seiner Freilassung ein Jugendfreund Wieland Wagners wurde.

Die meisten Dokumente dieses Bandes stellen schriftliche Verabredungen zu mündlichem Austausch dar. Dennoch sieht man, wie stark Roller schon beim „Rosenkavalier“ in die Gesamtkonzeption des Werkes einbezogen war; er macht

**Hugo von Hofmannsthal, Alfred Roller und Richard Strauss: „Mit dir keine Oper zu lang … “. Briefwechsel.**
Hrsg. von Christiane Mühlegger-Henhapel und Ursula Renner. Benevento Verlag, München/Salzburg 2021. 464 S., Abb., geb., 58,– €.

Strauss sogar Besetzungsvorschläge für die Sänger, die sich weitgehend mit den Vorstellungen von Strauss decken. Auch bei der Wiederbelebung des „Woyzeck“ von Büchner ist Roller mehr als ein Ausstatter, nämlich Dramaturg. Dass er, der zu den wichtigsten Künstlern der Wiener Secession gezählt hatte, keine Kulissen, sondern einen „Bedeutungsraum“, besser noch einen „mitschwingenden Luftraum“ für Wort und Gebärde von Dichter und Darsteller schaffen wollte, hat er selbst formuliert. Und dass Roller und Hofmannsthal sich brieflich über den Künstler Léon Bakst austauschen, verrät, wie stark der Impuls der russischen Bewegung „Welt der Kunst“ um den Impresario Sergej Djagilew für die Aufwertung der Ausstattung gewesen sein muss.

Roller selbst sah sich bescheiden als „Theaterarbeiter“. Sein Regiebuch zum „Rosenkavalier“ mit den Bühnenbildentwürfen und den Kostümfigurinen trägt aber tatsächlich Werkcharakter und war für die meisten Aufführungen der Oper bis in die Mitte der Siebzigerjahre verbindlich. Es ist nicht ohne Ironie, dass Roller seine wissenschaftliche Würdigung durch diese Edition in einer Zeit erfährt, da das Regietheater mit seinen Aktualisierungsnötigungen Rollers historisierender Poesie nur noch selten etwas abgewinnen kann. JAN BRACHMANN

# Schwarze Stimmen

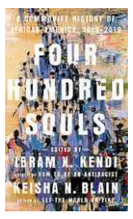
Vor zwei Jahren initiierte die New York Times ihr seither höchst kontrovers diskutiertes „1619 Project“. Das zentrale Argument der Artikelserie lautete: Die nationale Entwicklung der Vereinigten Staaten fußt nicht auf dem 4. Juli 1776, dem Tag der Verkündung der Unabhängigkeitserklärung, sondern auf dem August 1619, als die ersten afrikanischen Sklaven in Virginia anlandeten. Dieses Datum nimmt auch eine beeindruckende neue Anthologie zum Ausgangspunkt, um vierhundert Jahre afroamerikanische Erfahrung durch einen „Chor schwarzer Stimmen“ erzählen zu lassen. „Four Hundred Souls“ landete binnen Kurzem auf dem ersten Platz der Sachbuchliste der New York Times.

Die Herausgeber des Bandes, die Historiker Ibram X. Kendi, hierzulande bekannt durch sein Buch „Gebrandmarkt. Die wahre Geschichte des Rassismus in Amerika“ sowie seinen provokanten Essay „How to be an Antiracist“, und Keisha N. Blain, Autorin einer preisgekrönten Studie über die Bedeutung schwarzer Frauen für nationale und panafrikanische Bewegungen, haben achtzig kurze Texte sowie zehn Gedichte aus der Feder afroamerikanischer Wissenschaftler, Journalisten, Künstler und Aktivisten zusammengestellt.

Das Buch ist sowohl chronologisch als auch thematisch gegliedert, wobei jeder Autor in einem Essay eine Periode von fünf Jahren abdeckt. Die Beiträge handeln von einem Ort, einer Person, einem Objekt, Gesetz oder Ereignis und verbinden die Vergangenheit mit der Gegenwart. Sie dokumentieren die Konstruktion eines rassistischen Amerikas von der Etablierung der Sklaverei über die Jim-Crow-Gesetze bis zur Tötung von Michael Brown durch einen weißen Polizisten in Ferguson im August 2014. Und sie berichten vom schwarzen Widerstand, von den Rebellionen der Versklavten im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, der Black-Power-Bewegung und Black Lives Matter.

Neben Porträts bekannter Persönlichkeiten wie Frederick Douglass, Booker T. Washington und Zora Neale Hurston fördern die Essays zahlreiche weniger geläufige Biographien zutage. Die Vignette der Bioethikerin Harriet A. Washington zeichnet das Schicksal des schwarzen New Yorkers James McCune Smith nach, dem in den Vereinigten Staaten ein Medizinstudium versagt blieb. Mit der finanziellen Unterstützung abolitionistischer Gruppen konnte er in den 1830er Jahren jedoch an der renommierten Universität in Glasgow eine ausgezeichnete ärztliche Ausbildung erhalten und wurde nach seiner Rückkehr in Nordamerika zu einer wichtigen, inzwischen lange vergessenen Stimme gegen die Sklaverei. Die Schriftstellerin Ijeoma Oluo thematisiert den Fall von Hugh Davis, dem ersten weißen Kolonisten, der – 1630 – ausgepeitscht wurde, weil er mit einer schwarzen Sklavin geschlafen hatte. Aus diesem Ereignis erwuchs der die nordamerikanische Geschichte fortan prägende juristische Grundsatz der „one drop rule“, nach dem alle Personen als „schwarz“ galten, denen ein „schwarzafrikanischer“ Vorfahre nachgewiesen werden konnte.

Einer der thematischen Fäden, der sich durch das Buch zieht, ist Sex zwischen „Weißen“ und „Schwarzen“, eines der größten Tabus des Rassismus. Crystal N. Feimsters Beitrag stellt die bemerkenswerte, höchst couragierte Kampagne der schwarzen Journalistin Ida B. Wells-Barnett gegen das Lynchen im späten neunzehnten Jahrhundert vor. Dieses klug komponierte Lesebuch bietet einen vorzüglichen und originellen Einstieg in die Geschichte Afroamerikas. ANDREAS ECKERT



**„Four Hundred Souls“. A Community History of African America. 1619–2019.**
Hrsg. von Ibram X. Kendi und Keisha N. Blain. One World, New York 2021. 504 S., geb., 19,99 €

# Ein Bild des Künstlers im Spiegel seiner Fans

## Viel Bewunderung, wenig Einsichten: Ein Band versammelt bunt gemischte Gespräche über Erinnerungen an Erlebnisse mit Bob Dylan

Für seine Verehrer hat Bob Dylan etwas Übermenschliches. Wie ein Gott war er von Anfang an da, ist er auf seiner „Never Ending Tour“ immer noch allgegenwärtig und doch unerreichbar, anwesend und abweisend zugleich. Er ist nicht wegzudenken, bleibt aber ein Geheimnis. Wer will es ergründen? Unzählige Autoren haben es gewagt und sind an dieser Sphinx des Rock gescheitert.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag unternehmen die Journalisten Stefan Aust und Martin Scholz einen weiteren Versuch. Ihre Grundidee hat Charme. Sie haben prominenten Persönlichkeiten Karten für Dylan-Konzerte in Deutschland besorgt und sie anschließend nach ihren Eindrücken und Erinnerungen befragt. So sollte ein Bild des Künstlers im Spiegel seiner Fans entstehen. Ursprünglich war dies eine Interview-Reihe für die „Welt am Sonntag“. Um ein Buch daraus zu machen, wurden weitere Verehrer, Kenner und Freunde befragt.

So bildet sich eine bunte Reihe aus professionellen und amateurhaften Enthusiasten: Politikern wie Ursula von der Leyen oder Otto Schily, Musikern wie Elvis Costello und Pete Townshend, Autoren wie Navid Kermani oder T. C. Boyle, Weggefährtinnen wie Joan Baez oder Patti Smith. Manche ihrer Schwärmereien laden dazu ein, eigene Dylan-Erlebnisse wachzurufen. Das bereitet einen wehmütigen Genuss.

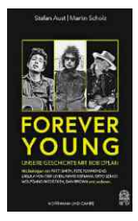
Am Ende aber legt man diese Sammlung von achtzehn Interviews frustriert zur Seite. Denn der Sprung von der Zeitung ins Buch ist größer, als die beiden Autoren meinten. Das liegt auch daran, dass die meisten ihrer Gesprächspartner kaum Substanzielles zu sagen haben. Oder hatten es die Interviewer zu sehr auf emotionale Reaktionen und nostalgische Anekdoten abgesehen? Wollte man sich dem Geheimnis von Dylans Liedern zumindest annähern, müsste man sich mehr für sein Songwriting interessieren, für Melodien und Rhythmus, für die Geschichten und Metaphern seiner Verse, für diese Stimme und die Band, mit der Dylan seinen musikalischen Kosmos wieder und wieder durchwandert, manchmal auch durchhumpelt, und erweitert.

Doch in den meisten Gesprächen bleibt es bei nichtssagendem Bewundern. Es werden Label wie Genie, Ikone, Legende oder Mythos bemüht, aber diese markieren nur einen autoritären Rang und eröffnen keinen Zugang. Selbst Navid Kermani, dem doch ein herrliches Buch über Neil Young gelungen ist, entlocken die Interviewer nichts von Belang. Vielleicht hätten sie den Regisseur Wim Wenders oder den Literaturwissenschaftler Heinrich Detering, beides ausgewiesene Dylan-Kenner, zum Gespräch bitten sollen.

Stattdessen gewähren sie Wolfgang Niedecken, der seine Karriere auf seiner Dylan-Verehrung aufgebaut hat, den größten Raum. Wie er von seinen Versuchen, dessen Songs ins Kölsche zu übertragen, und seinen beiden kurzen Begegnungen mit dem Meister berichtet, ist sympathisch. Aber er versäumt es, den riesigen Abstand zwischen sich und ihm ausreichend zu reflektieren. Es fehlt ihm wie auch den anderen an einer eigenständigen, vielleicht sogar kritischen Perspektive. Kritisch äußern sich die Interviewten nur über Dylans christliche Phase vor vierzig Jahren. Dies scheint also seine beste und nachhaltigste Provokation gewesen zu sein.

Ein Gesprächspartner aber hat wirklich etwas zu sagen: Gene Simmons, der Bassist der Knallpoprock-Band Kiss. Einmal hat er gemeinsam mit Dylan Songs zu schreiben versucht. Aus einer Laune heraus hatte er bei dessen Manager angefragt und tatsächlich eine Zusage erhalten. Schon am nächsten Tag ließ Dylan sich in einem weißen VW-Lieferwagen bei Simmons vorfahren: „Ich sehe ihn noch, wie er aussteigt, der Wagen fährt wieder weg, und er kommt mit seinem Gitarrenkoffer zu mir.“ Die beiden packten ihre Instrumente aus, stimmten sie und begannen zu spielen: „Es gab Momente, da bin ich einfach in Ehrfurcht neben ihm erstarrt.“ Sie quatschten, lachten, probierten verschiedene Melodien aus.

Als sie an den Punkt kamen, wo sie Worte gebraucht hätten, bat Simmons: „Bob, schreib du doch den Text.“ Aber Dylan antwortete: „Nein, mach du das mal, Mr. Kiss.“ – „Ja, so nannte er mich immer, Mr. Kiss.“ Da er genau weiß, wie viel ihn von Dylan trennt, kann Simmons seine Faszination auf den Punkt bringen: „Bob Dylan bleibt ein Rätsel, selbst für jene, die ihm nahegekommen sind. Aber genau das ist es doch, was Dylan ausmacht – man kann nie herausfinden, wer er wirklich ist.“ JOHANN HINRICH CLAUSSEN



**Stefan Aust und Martin Scholz: „Forever Young“. Unsere Geschichte mit Bob Dylan.**
Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2021. 288 S., geb., 22,– €.